



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Wuttke, Heinrich: Schiller's Weltanschauung : Festrede, gehalten bei der Schillerfeier in Leipzig, am 11. November 1844.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Schiller's Weltanschauung.

Festrede, gehalten bei der Schillerfeier in Leipzig, am 11. November 1844

von

Heinrich Wuttke.



Ein großes Trauerspiel rollt schon seit sechstausend Jahren vor dem erstaunten Auge der Sterblichen sich ab, alle ergötzend, ergreifend, erschütternd. Das wundersame Räthsel des Lebens zu deuten, mühten sich die Weisesten aller Zeiten. Geschichtschreiber suchten seine Lösung, die seine Aufzüge im Geiste überschauten, Philosophen spürten den Gesetzen nach, die es gestalten, Dichter verklärten es, indem sie des Lebens erfassbare Abbilder schufen. Denn wie das Meer im Tropfen ist, so ist die Geschichte im Menschen, und der Weltlauf spiegelt sich ab im wechselvollen Spiele seiner Gefühle und Kräfte. Wir aber folgen diesen Führern auf dem Wege des Verständnisses, das sie erschlossen, und je tiefer sie drangen, je glücklicher wir nachstreben, desto muthiger ertragen wir das große Drama, getröstet in der Abndung seines Zusammenhanges, desto nachhaltiger bestimmen wir es sogar selbst.

Solch' ein Führer, und wahrlich einer der vornehmsten, ist Friedrich Schiller!

In seiner Weltanschauung wurzelt seine Dichtung, und weil jene groß und erhaben war, wurde es auch diese. In ihrem Charakteristischen gewahren wir grade die hohen Eigenschaften, um deren willen er uns so lieb ist, um deren willen er dem deutschen Volke in alle Zukunft theuer bleiben wird. Gewiß ehren wir ihn am Tage seiner Feier durch das ernste Bestreben, uns seiner Höhe und Herrlichkeit bewußt zu werden.

Grenzboten 1844. II.

Während die Meisten, von dem Gewirre der Dinge bestrickt, im menschlichen Dasein nur die Gelegenheit zur Kurzweil erblicken, mischen Andere selbst in die Trunkenheit der Freude das Gewicht ihres gehobenen Sinnes. Ein solcher Pathos war Schiller's Grundstimmung, in dem er den entschiedenen Ausdruck that:

Den lauten Markt mag Momus unterhalten,
Ein edler Sinn liebt edlere Gestalten.

Mit der Weihe des Ernstes pflegte er die Dichtkunst nicht als ein lustiges Getändel mit Versen, sondern als die Trägerin einer unermeßlichen Wirksamkeit. Mit dieser Weihe sprach er das inhaltsschwere Wort aus, daß die Schaubühne kein ästhetisches Spiel, sondern eine moralische Anstalt sei, der dritte Sprechstuhl zum Volke neben Katheder und Kanzel, die laute Verkündigerin der echten, unentweiheten Menschennatur, des Rechtes und der Wahrheit. So goß er denn in seine Bildungen die ganze Gluth seiner Strebkraft, so strömte in sie sein heiliger Eifer, den thörichten Sinn der Menschen zu wandeln und eine bessere Zukunft zu schaffen. So sind es denn edle Ansichten, Grundsätze, Neigungen, die in allen seinen dramatischen Dichtungen durchbrechen, ja so entstanden seine schönsten erzählenden Gedichte aus seinen erhabenen Ideen. Aber so außerordentlich ist die Gewalt seines dichterischen Genius, daß wir ihrer stillen Wirkung hingegeben, nur ihre Schönheit empfinden. Denn kein zweiter Dichter hat mit gleichem Glück die tiefsten Gedanken in ein sinnliches Gewand von so blendender Farbenpracht gehüllt, keiner wie er, das Ruhende, Feste gewandelt in den Fluß der Bewegung, des Handelns. Wir folgen dem kühnen Fluge seiner Gedanken, wie von einem tosenden Bergstrome fortgerissen.

Zwei getrennte Wege haben die tiefsten Denker eingeschlagen, die dunkle Schrift, die uns beschäftigt, zu entziffern. Die Einen versenken sich in die Betrachtung der Natur, die Andern, von der Hohlheit des Aeußeren durchdrungen, in ihre eigene Brust. Schiller wandelte auf diesem letzteren, steileren Pfade und liebte es, sich als den Propheten jener höheren geistigen Macht zu bezeichnen, die hinter allen Erscheinungen ihnen zu Grunde liegt und ihnen erst Sinn und Bedeutung verleiht. Mächtig tönt wohl das Weltliche, aber wie ein Klang verhallt es. Nur als ein schweres Traumbild fühlte unser Dichter das Erdenleben. „Werfet von Euch die Angst des

Irdischen“ rief er den Seinen zu. Der Körper erschien seinem durchschauenden Blicke nur als ein Sinnbild des Höheren und der Vergeistigung bedürftig. Mit riesiger Kraft überwältigte er ihn und hob sich über das Einzelne empor zum Allgemeinen, und so steigerte er seine Gedanken stets zu dem, was das Schwerere ist, zu der Gattung, und dachte eher als an sein Volk an die gesammte Menschheit, die ihm das höchste und erhabenste Bild war. Und nur insofern galt ihm der Mensch, als er ihre Idee in sich ausbildete und nur dadurch bekam er Werth, daß er nach dem Idealen rang. Schön war in Schiller's Augen nur, was die Schranken des Wirklichen überstieg. Kann man daher den vollkommenen Realisten, wie Goethe, einem Kreise vergleichen, dessen Anfang und Ende sich harmonisch zusammenfügen, so erscheint Schiller wie die sich weiter erstreckende Parabel, die wohl den Aufsatz zum Kreise nimmt, aber unbeschlossen im endlosen Raume der Ewigkeit fortläuft. Und grade dieses Höherstreben hauchte jene seltsam erregende, elektrisch zündende Kraft in die Schillersche Poesie.

Noch gährte Manches in Schiller's Geiste, da trat Kant ihm näher und führte ihn zur Vollendung. Wie mit einem Zauberstabe berührte er ihn und die verschlossenen Schätze, die in ihm ruhten, thaten sich auf und strahlten im hellsten Glanze. Da war er für immer befreit von den Regeln und Formeln, die der Verstand der Verständigen lehrt, den kalten, starren, todtten. Mit ruhiger Klarheit erwog er die Gesetze, welche die Natur selbst in den Busen des Menschen gedrückt hat. Immer zum Ganzen und Einigen strebend, trennte er das Vermählte nicht, zerriß die Seele nicht in Vermögen und Kräfte, schied nicht Vernunft und Gefühl, stellte den Menschen nicht der Natur feindlich entgegen, sondern suchte ihre Harmonie. Einer und derselbe, so will es unser Erklärer der Natur, sei der Mensch, in allen Wandlungen der Geschichte wie in seiner geringsten Aeußerung, im zartesten Laute sich ewig gleich. In der tiefsten Lebensempfindung ruhte für ihn das Wahre und das Schöne. Hand und Mund war heilig, bis das Gefühl entweicht und die Brust entadelt war. Denn es verwirrt den Sinn der Sturm der Leidenschaft und die wirbelnde Fluth der Cultur. „Wohl Dir“, rief er begeistert, „wenn Du gehst auf der Spur der Natur“. — „Weh Dir, Betrugner, wenn

Du wählst, von außen die himmlische Gottheit zu vernehmen.“
Keine Weihe offenbart sie.

Was kein Ohr vernahm, was die Augen nicht sahn,
Es ist dennoch, das Schöne und Wahre,
Es ist nicht draußen, da sucht es der Thor,
Es ist in Dir, Du bringst es selber hervor.

Der Einfalt des kindlich reinen Gemüths ist die innere Stimme verständlich; auch der sinnende Weise, der in dem stilleren Selbst den schaffenden Geist behorcht, vernimmt sie noch, und wie sein Genius verspricht: was die hoffende Seele verheißt, hält gewiß die Natur. Doch nicht auf den Wogen des rauschenden Wassers, sondern auf der stillen Fläche des kleinen Baches schwimmt klar und ungetrübt das Himmelsgewölbe. Gegenüber dem harten Sinn, der ungestümen Kraft, der zermalnenden Gewalt des Mannes preist daher der Dichter mit hohem Lobe die Frauen, die treuen Töchter der frommen Natur, die wachsam das ewige Feuer schöner Gefühle nähren. Und nun verstehen wir jene so oft falsch gedeuteten Worte, die er „am Antritt des neuen Jahrhunderts“ sprach:

In des Herzens heilig stille Räume
Mußt Du fliehen aus des Lebens Drang.
Freiheit ist nur in dem Reich der Träume,
Und das Schöne blüht nur im Gesang.

Ja, nur so viel erreicht der Mensch, als in ihm liegt. Seine Vollendung ist nur eine Selbstentfaltung. Die Kunst leitet ihn sanft hin zur Wahrheit, noch ehe der alternde Verstand die Pforten der Erkenntniß öffnet. Der Sänger, der ahnend das Ewige empfindet, beherrscht das bewegte Herz, taucht es in Schrecken und hebt es himmelwärts, und wo er weilt, darf nichts Gemeines nahen. Und wo der Genius bildend auf dem Lichtpfade der Schönheit einerschreitet, rauscht es von Leben und Lust.

Aus dieser durchgebildeten Lebensansicht sprossen zwei unvergängliche Blumen hervor. Die eine ist die Zuversicht, daß der eignen Neigung und Liebe die Tugendübung entstamme, die andere heißt Freiheit. Fridolin ist vor dem Feuertode bewahrt geblieben, weil er in Andacht sich so lange verweilte, bis sein tückischer Feind in's Verderben gestürzt war: aber nicht, weil es ihm die Herrin befahl, betrat er die Kirche, sondern weil ihn, ausdrücklich bemerkt

es der Dichter, seine eigene Frömmigkeit in sie führte. Der Ritter, der den bösen Drachen erschlug, hat des Ordensmeisters vorsorgendes Gebot gebrochen, um sich zum Opfer zu weihen für das jammernde Volk. Er erlöst es von der Trübsal und sühnt dann den Bruch der Ordnung durch reuige Ergebung in die Schmach der Strafe. Die Jungfrau von Orleans, die gotterfüllte Kriegerin, die das Vaterland retten soll, strauchelt, weil sie ein fühlendes Weib ist: aber ihres Berufes schnell eingedenk, richtet sie sich empor, geht irdisch unter in kurzem Schmerz und lebt siegend in ewiger Freude.

Die zweite duftende, prangende Blüthe ist sein Freiheitsdrang. Ein unverständiges Geschlecht hat es zwar geläugnet, daß er von ihr alles echte Glück, Größe, Gedeihen abhängig mache, aber so lange es uns erlaubt sein wird, Schiller's Dramen, Schiller's Geschichtsbücher zu lesen, so lange werden wir nicht aufhören zu behaupten, daß er ein feuriger Sänger der Freiheit war — und wenn wir sie nicht mehr werden lesen dürfen, werden wir uns trösten mit seinem Spruche, daß mit der Dummheit Götter selbst vergebens kämpfen. Mögen Volksjouvenalität und bewaffneter Widerstand Stichwörter unserer Tage sein, er hat sie verkündet, gebilligt. Die Räuber, welche auf dem Titelblatte einen zornig aufsteigenden Löwen mit der Umschrift: „in tirannos“ zeigen, waren sein erstes Drama, und Tell, sein letztes, in dem beim feierlichen Bunde ein Greis jenes nachhallende Wort von der Unzerbrechlichkeit der ewigen Menschenrechte spricht, schließt mit der Rede des Rudenz: „Und frei erklär ich alle meine Knechte!“ Ob ungestüm wild im Räuberliede, ob gemessener und ruhiger im Soldatenliede, überall doch lodert die Gluth seiner Freiheitsliebe durch. Selbst der verblendete Mortimer zieht, umgeben von Häschern, den Dolch gegen sich mit dem Rufe: „Ich bin frei!“

Tugend und Freiheit, die herrlichsten Güter, denen das aufstrebende Gemüth nachtrachten kann, sind jedoch nicht gepaart mit dem äußeren Glück. Des' Gunst folgt dem schlechten Manne. Der Strahl seiner Sonne wärmt den Edlen nur selten und wenig. Die schönen Augenblicke des Mar und der Thekla fliehen schnell vorüber, und der irdische Untergang ereilt sie, indes der sittlich vernichtete Octavio mit der Fürstenwürde geschmückt wird.

Aber Schiller bleibt bei diesem Zwiespalt zwischen Lohn und Verdienst nicht stehen. Er geht höher hinauf zu einer vollkommeneren

Stufe und führt die Verklärung des inneren Wesens leicht über die wandelbaren Freuden des Genusses hinweg. Er schlichtete den Streit, als er dem Menschen gebot, dem Ganzen als dienendes Glied sich anzuschließen und im Ganzen nur sich zu fühlen. Er zeigt nicht in der Liebe allein, sondern auch in der Treue und in der Pflicht waltende Naturgebote, heilige Triebe des harmlosen Menschen. Und ist ihm die Erscheinung auch nichtig, so ist ihm die Stimme der Natur doch göttlich. Und hier staunen wir über die Tiefe seiner Anschauung, in der er die realistische Betrachtung mit seinem reinen Idealismus in Einklang auflöst.

Und wie Schiller in seinen einzelnen Gestalten stets Träger einer Gesamtheit hinstellt, so ist er selbst der schöne Ausdruck einer schönen und großen Gesamtheit, der des deutschen Volkes. Tiefinn, Milde, warmes Gefühl und geistiger Aufschwung zeigen sich in diesem einzeln und vorübergehend, aber in Schiller's Charakter, in Schiller's Schriften erscheinen all diese Vorzüge in entzückendem Verbande. Darum ist er der deutsche Dichter, darum leben seine Werke so tief im Volke, das den eigenen Adel in ihnen rein und vollendet wiederfindet. Erhaben steht er da und an seiner Größe ranken sich Andere empor, von Geschlecht zu Geschlecht. An seinen Gedanken, daß im menschlichen Geiste die Gottheit ruhe, lehnte sich die neueste Philosophie, reichten sich die Dichter der Emancipation. Tausende vor ihm empfanden das Hohe, das er in unvergänglichen Gebilden ausprägte, Tausende mit ihm empfanden es, Tausende nach ihm werden es empfinden: er aber erfasste es klar und machte es selbst dem Sinne des Knaben anschaulich. Nun ist es als ein theures Gemeingut im Umlauf, das mit unserm bessern Selbst verwächst und groß wird. Des Dichters Leben ist in das unsrige übergegangen. Und so ist es denn wahr, was er, gewiß im Gefühle der eigenen Größe, sagte:

Millionen beschäftigen sich, daß die Gattung bestehe,
 Aber durch Wenige nur pflanzet die Menschheit sich fort.
 Tausend Reime zerstreuet der Herbst, doch bringet kaum einer
 Früchte, zum Element kehren die Meisten zurück,
 Aber entfaltet sich auch nur Einer, Einer allein streut
 Eine unendliche Welt ewiger Bildungen aus.

N a c h w o r t.

Eine Rede kann nur Hauptumrisse geben. Sie erfüllt ihre Bestimmung, wenn sie einen augenblicklichen Eindruck hervorbringt und zu weiterem Nachdenken erweckt. Die systematische Entwicklung, die ihren Stoff erschöpft und alle Zweifel löst, gehört auf's Katheder, in's Buch, aber nicht auf eine Tribüne, von welcher der Redner dicke Reihen schön gepufter Damen, mit einem schwarzen Saume von Männern erblickt. Dieser hat die schlichten Worte der gemeinen Unterhaltung zu suchen, auch wenn er sich den Vortrag philosophischer Gedanken zur Aufgabe stellte. Eigentlich müßte man, das weiß ich recht gut, ästhetisirenden Zuhörern von Butterbrod, kaltem Braten und Kindermacherel („panem et circenses“) sprechen, wofern man sie zu fesseln beabsichtigt: bei meinem Publicum aber habe ich die ernste Stimmung einer Feier vorausgesetzt und bedacht, daß der Redner, welchem unsern Schiller zu verherrlichen obliegt, sprechen müsse, als glaube er, daß sein Ton an das Ohr des großen Mannes anschläge. Den überflüssigen Schmuck der Einkleidung — eine Rede soll Knochen und Muskeln und Nerven, aber keine Fleischfülle haben — wolle der Kenner nachsichtig überblicken; einige hundert Damen (und besonders die, vor denen der Unterzeichnete die Ehre hatte, zu sprechen) verdienen es gewiß, daß ihnen einige Blumen entgegengestreut werden.

Der Inhalt dieser Rede dürfte leicht Widerspruch erfahren. Darum sei in voraus erinnert, daß wohl auch einer anderen Darstellung, als der hier versuchten, Stellen aus Schiller's Werken entgegeng gehalten werden könnten. Durch Vergleichung der von einander abweichenden Aeußerungen, durch Betrachtung des besonderen Verhältnisses, unter welchem das Nichtzusammenstimmende entstand, durch Auffuchung von Parallelstellen und endlich durch genaue Zergliederung der gelungensten Gedichte, wie des Ideals und des Lebens, wollte ich dasjenige herausfinden, was als der Kern angesehen werden muß. Das Gedicht „der Abend“ verfaßte Schiller im Jahre 1776 und am „Demetrius“ arbeitete er 1805. Dazwischen liegen viele Jahre, viele ungleiche Stimmungen. Was mir schwankend schien, überging ich lieber ganz. Nach vereinzelt gangbaren Versen wolle der geneigte Leser diese Darstellung nicht prüfen, denn der Zusam-

menhang, in dem diese stehen, und die Beziehung, die das Ganze zu des Dichters Leben hatte, ist jedesmal das Entscheidende. Wie wenig aus abgerissenen Stücken der Geist eines Dichters zu erkennen ist, zeigt aufs deutlichste die wirre Schrift von Otto Lange, „Göthe's und Schiller's Sentenzen und sentenziöse Gedichte“ (Berlin 1842), die zu nichts Anderem brauchbar ist, als einem geistesarmen Lehrer Aufgaben für Stylübungen zu nennen. Der würde sich sehr täuschen über Schiller's religiöse und politische Ansichten, der sie nach Herrn Lange's Auszügen zu ermessen gedächte.

Sollte der Hauptinhalt der Schiller'schen Weltanschauung in abstracter Fassung mit ein Paar Worten herausgesagt werden, so würde ich sie als einen Idealismus bezeichnen, der in Abkehr vom Spiritualismus den Realismus in sich aufzunehmen suchte. Spiritualistisch nenne ich, um es kurz und gemeinverständlich zu bezeichnen, den Geist der Weltbetrachtung, der in dem neuen Testamente sich ausspricht, und den unsere Orthodoxen hegen; realistisch die gewöhnliche Ansicht des gemeinen Hausens.

Schiller selbst bezeichnet sich als Idealisten und seinen großen Freund Göthe als Realisten, und mit Recht. Daher haben Göthe's Schöpfungen mehr plastische Anschaulichkeit, wogegen in Schiller's Dichtungen eine größere Gewalt der Gefühle vorherrscht. Ihm war bei seinem Pathos Alles Herzenssache, während dem Dichter der Iphigentie und des Tasso das Bilden und Schaffen mehr ein Sichvergnügen blieb. Die Aufregung rieb Schiller's Körper vor der Zeit auf. Rastlos und angespannt arbeitete er an seiner eigenen Läuterung; alle Bildungselemente suchte der Gewaltige in sich aufzunehmen, und dadurch ist er uns auch in seinem Leben und Streben ein hohes Musterbild geworden und dadurch unserer Verehrung so würdig. Er darf die Vorliebe stolz verschmähen, die wir dem „armen Poeten“ so gern schenken. Schaut auf seinen Wandel und auf sein Wirken, und Ihr werdet gestehen, daß ihm kein wahreres Lob gegeben werden kann, als welches sein überlebender Freund aussprach in jenem schönen Monumente, das er ihm setzte:

„Und hinter ihm im wesentlosen Scheine

lag, was uns Alle bändigt, das Gemeine.“

Schiller's Größe ruht nicht bloß darauf, daß er ein guter Dichter war. Medicinische, historische und philosophische Studien hatte

er mit allem Ernst betrieben. Ihre Frucht war die Reife seiner späteren Dichtungen. Mit welchem Eifer er in seinen Jugendjahren der Medicin obgelegen haben muß, bezeugt sein 1780 geschriebener „Versuch über den Zusammenhang der thierischen Natur des Menschen mit seiner geistigen“. Als Philosoph fand er die volle Anerkennung Meister Kant's, und seine Theorie der Schönheit ist in der That noch unübertroffen geblieben. „Wir sind reichlich überzeugt“, urtheilte im Jahre 1841 ein spruchberechtigter Mann, Gervinus, „daß die hier gewonnenen Resultate nicht zu überbieten sind. Sie können geordnet und vervollständigt, limitirt und erweitert, nie aber im Wesentlichen verändert werden.“ Seine ästhetischen Untersuchungen waren es auch gerade, welche Göthe an ihn heranzogen. Als Geschichtschreiber endlich verdiente er sich durch seine Darstellung des niederländischen Aufstandes seine Professur der Geschichte (wenn schon er sie zum Theil dem Einflusse seiner nachherigen Schwiegermutter verdankt haben soll), als solcher reihete er sich, kein unwürdiger Nebenbuhler, an unsere großen Historiker Gatterer, Schlözer, Spittler, Müller, Heeren. So that er sich in Allem hervor, was er erfaßte. Und er wendete sich Vielem zu. Es sei mir gestattet, mit einigen Worten aus der Rede, welche ich am 11. November 1843 hielt*), den Punkt zu bezeichnen, aus welchem sich nicht wenige Eigenthümlichkeiten der zwei genannten Dichter herleiten lassen. „In Schiller's Richtung auf das Historische liegt ein Hauptgrund seiner inneren Verschiedenheit von Göthe, der nur in Naturanschauung versenkt bleibt“; darnach ließe sich die Auffassungsart eines Jeden von ihnen bestimmen, ja das Charakteristische ihrer ganzen Dramen und ihrer einzelnen Helden erklären. Doch ist schon so viel und so Vortreffliches über Schiller's Verhältniß zu Göthe gesagt worden, daß hier abzubrechen Zeit ist. Sehr treffend bemerkte Heinrich Laube, der nach mir über das persönliche Verhältniß Schiller's zu Göthe mit vielem Glück sprach, daß man doch endlich aufhören solle, einen

*) Sie ist abgedruckt in der Illustrierten Zeitung von 1843 No. 24. Das Bild des Schillerhauses in Gohlis, welches diese Nummer enthält, lohnt gewiß fernem Verehrern Schiller's den Ankaufspreis von fünf Silbergroschen.

Welchen Schwung übrigens das Schillerfest in Leipzig gibt, zeigt recht augenfällig das diesjährige Programm desselben. Der Vorstand kündigt nämlich an; „Nur die rothen Billets berechtigten zu gesperrten Plätzen und haben ihren Eingang durch die Thüre links.“ Wie poetisch, die Billets zu personificiren, sie ihren Eingang nehmen zu lassen!

Grenzboten 1844. II.

Dichter auf Kosten des andern herabzusetzen und daß man sich vielmehr freuen möge, daß unser Deutschland zwei so große Dichter neben einander habe.

Leicht ließen sich zahlreiche Belege zur Unterstützung der in der diesjährigen Festrede ausgesprochenen Ansicht beibringen, leicht so mancher dunkle Satz in Schiller's Schriften aus ihr erklären, uns verbieten hier Raum und Zeit, mehr als ein Paar flüchtige Zusätze zu liefern. Der Mensch, wurde gesagt, wird durch seine Entwicklung zu dem, was er in seiner Anlage schon war. Daher liebt er auch nur, was er schon hat.

„Denn nur das reiche Gemüth liebt, das arme begehrt.“

Das Glück, wurde weiter gesagt, buhle mit dem Schlechten. Das begründet der Dichter in einer sehr schönen Stelle, (Wallenstein zu Mar Piccolomini):

Dem bösen Geist gehört die Erde, nicht
Dem guten. Was die Götlichen uns senden
Von oben, sind nur allgemeine Güter.
Ihr Licht erfreut, doch macht es keinen reich,
In ihrem Staat erringt sich kein Besitz.
Den Edelstein, das allgeschätzte Gold,
Muß man den falschen Mächten abgewinnen,
Die unter'm Tage schlimmgeartet haufen.
Nicht ohne Dpfer macht man sie geneigt
Und keiner lebet, der aus ihrem Dienst
Die Seele hätte rein zurückgezogen.

Aber Schiller's politische Ansicht? Nun, wir müssen schon von ihr handeln, denn Leute, die, wofern sie seine Schriften lesen, sie nicht verstehen, haben laut geurtheilt, daß die politischen Sympathien, die beim Schillerfeste hin und wieder durchgeschimmert hätten, dem gezeierten Dichter ganz fremd und daß Anflänge des Liberalismus, als die reine Würde der Feier störend, ganz zu verbannen gewesen seien. Diese Leute scheinen sich auf das erste Geschichtswerk Schiller's gar nicht besinnen zu können.

Schiller war ein Verehrer Rousseau's, ein Feind des Despotismus und des Pfaffenthums, und das mit der Heftigkeit und Stärke seiner Natur. Da er sich zu der Lehre von der Volkssouveränität bekannte, läßt er z. B. seine Elisabeth sagen:

Mein Volk mag wählen;
 Ich geb' ihm seine Majestät zurück.
 Gott ist mein Zeuge, daß ich nicht für mich,
 Nur für das Beste meines Volks gelebt.

Zwar meint sie, als sie darauf allein ist — und diese Stelle hat Herr Lange für seine Schüler weislich ausgehoben —:

O, der ist noch nicht König, der der Welt
 Gefallen muß! Nur der ist's, der bei seinem Thun
 Nach keines Menschen Beifall hat zu fragen.

Allein der Dichter will sie durch diese Worte nur ihren zur Willkür hinneigenden Sinn ausdrücken lassen. Kurz vorher hat ihr staatskluger Rath Burleigh die Ermahnung an sie gerichtet:

Hier ist nicht Zeit zu weiblichem Erbarmen,
 Des Volkes Wohlfahrt ist die höchste Pflicht.

Aber der Dichter spricht auch selbst seine Meinung mehr als einmal unmittelbar aus. So begleitet er z. B. in seiner Geschichte des dreißigjährigen Krieges (Leipzig, Göschen. 1802. S. I. 209, 210.) die schwedische Thronumwälzung mit folgenden Betrachtungen:

„Eine allgemeine Reichsversammlung erlaubte sich zum Vorthell des Reichsverwesers von dem Rechte der Erstgeburt abzuweichen. — Aber wenn die Verbindlichkeit zwischen König und Volk gegenseitig ist, wenn sich Staaten nicht wie eine todte Waare von einer Hand zur andern forterben, so muß es einer ganzen, einstimmig handelnden Nation erlaubt sein, einem eidbrüchigen Beherrscher ihre Pflicht aufzukündigen und seinen Platz durch einen Würdigeren zu besetzen.“

Die größere Ruhe, welche die Jahre bringen, bittere Erfahrungen mannichfacher Art, der Eindruck, welchen die französische Revolution auf ihn machte, in der er, von falschen Berichten getäuscht, ein Werk blinder Wuth bedauerte, die Verbindung mit einem adligen Fräulein, welches von Adelsmanieren nicht ganz frei war, der erkältende Einfluß Göthe's endlich, Alles dieses vereint wirkte zur Herabstimmung seines leidenschaftlichen Eifers. Aber treu blieb er sich. Der alten engen Ordnungen bereidete Vertheidigung legt er — in Oktavio's Mund, aber in Wallenstein's Selbstgespräch die ge-

wichtige Betrachtung über die Macht der Gewohnheit, welche mit den Worten endigt:

Was grau für Alter ist, das ist ihm göttlich.

Sei im Besitze, und Du wohnst im Recht,

und heilig wird's die Menge Dir bewahren.

Und als auf Göthe's Veranlassung — im Jahre 1802, nachdem Göthe die öffentliche Huldigung, welche unserm Schiller in Weimar dargebracht werden sollte, geschickt vereitelt hatte — beim Kaiser Schiller's Aufnahme in den Adelsstand beantragt wurde,*) schrieb der Bürger der französischen Republik, der dadurch sehr in Verlegenheit gebracht war: „Es ist freilich keine kleine Aufgabe, aus meinem Lebenslauf etwas herauszubringen, was sich zu einem Verdienste um Kaiser und Reich qualificirte.“**)

Aber die öffentliche Meinung galt ihm nicht als gültige Richterin, wie den Stimmführern unsrer Tage. Der Geschichtschreiber hat fortwährend den alten Satz, *sententias esse ponderandas, non numerandas*, zu beachten und zu prüfen, und wird sich also von der Richtigkeit der Aussprüche in den „*Notiv-Tafeln*“ und im „*Deme-*

*) Schiller's schon verstorbener Sohn, der Appellationstrath in Rölln war, sprach gegen Hoffmeister sein Bedauern aus, daß der Vater den Adelsbrief angenommen habe. Schiller schickte ihn aus Rücksicht auf seine Kinder nicht zurück. Wieder ein Beweis, daß der Mensch keine Rücksichten sich beherrschen lassen, sondern seinem besseren Gefühle folgen soll.

**) Göthe und Schiller neben einander. Schiller sagt nach seiner Ablung im Tell (1804) in der feierlichen Bundesscene:

Denn herrenlos ist auch der Freiste nicht.

Ein Oberhaupt muß sein, ein höchster Richter,

Wo man das Recht mag schöpfen in dem Streit.

Denn dieses ist des Freien einz'ge Pflicht,

Das Reich zu schirmen, das sie selbst beschirmt.

Was drüber ist, ist Merkmal eines Knechts,

womit gewiß alle Liberalen zufrieden sein werden. Ihre Widersacher, die Vertheidiger des hübsch modernisirten ancien régime, werden sich mit den Worten trösten, die kurz nach dem Ausbruche der französischen Revolution der Sohn Frankfurts aussprach und auch durch sein Leben bekräftigte:

Der Mensch ist nicht geboren, frei zu sein,

Und für den Edlen ist kein schöner Glück,

Als einem Fürsten, den er ehrt, zu dienen.

trius", mit deren Anführung dieses Nachwort schließen möge, überzeugt halten.

Der erste lautet:

Majestas Populi.

Majestät der Menschennatur! Dich soll ich beim Hausen
Suchen? Bei Wenigen nur hast Du von jeher gewohnt.
Einzelne Wenige zählen, die Uebrigen alle sind blinde
Nieten, ihr leeres Gewühl hüllet die Treffer nur ein.

Der andere:

Was ist die Mehrheit? Mehrheit ist der Unsinn;

Verstand ist stets bei Wen'gen nur gewesen.

Man muß die Stimmen wägen und nicht zählen.